

~~1875~~ ~~1888~~  
Zentralbibliothek Zürich  
Nekr E 0045

# Zur Erinnerung

an

Frau **Margaretha Eschmann,**

geb. **Ott,**

geboren in Zürich den 21. März 1813,  
gestorben in Baden den 3. März 1888.

*S. Vögelin*



*S. 60.*



7045

Mit der am 3. März 1888 im fast vollendeten 75. Altersjahre verstorbenen Frau Margaretha Eschmann, geb. Ott, schied eine Frau, welche die feinen Bildungsformen und das vornehme Wesen einer nun dahingeschwundenen Generation unter uns lebendig erhalten hat. Dabei trat sie in dieser ihrer ausgeprägten Art nicht etwa dem jüngern Geschlecht schroff gegenüber. Im Gegentheil, in herzlichem Anschluss an die Nachwachsenden wurde sie zur liebenswürdigsten Vermittlerin der alten und der neuen Zeit. Dieses ansprechende Bild möchten die nachfolgenden Zeilen bei Denjenigen festhalten, welche der Verstorbenen näher treten durften.

Anna Margaretha Dorothea Ott wurde den 21. März 1813 geboren, als das älteste Kind des Rathsherrn und eidgenössischen Obersten Hans Kaspar Ott und seiner zweiten Gattin Anna Scheuchzer, beide von Zürich. Aus der ersten Ehe des Vaters (mit Margaretha von Muralt) hatte sie einen um zehn Jahre ältern Bruder Franz, der indessen sehr frühe Zürich verliess, und erst am Abend eines rastlos thätigen und erfolgreichen Lebens aus Amerika nach Europa zurückkehrte, um meist in Italien zu verweilen. Von zwei jüngern Brüdern starb der

eine in den ersten Monaten, der andere dagegen, Hans Ott, Angestellter auf der Spital-Kanzlei, 1878 in seinem 58. Lebensjahre.

Margaretha Ott verlebte die fünfzehn ersten Jahre mit ihren Eltern in dem schönen Gut „im Berg“. In dieser freigelegenen, damals noch nicht von der Terrasse des Polytechnikums eingeengten Besizung, sowie im Landgut der Grossmutter väterlicherseits „im obern Hard“ konnten die Kinder sich nach Herzenslust im Freien tummeln und stärken. Zugleich aber eignete sich die früh entwickelte Tochter schon damals die feinen aristokratischen Umgangsformen, die Lust an Geselligkeit und Gastfreundschaft an, welche das väterliche Haus auszeichneten, und welche auch ihr bis in ihre letzten Lebenstage zu bethätigten Bedürfniss war. Es war eine glänzende Gesellschaft von Militärs und Diplomaten, die sich, zunal während der Tagsatzungen, in dem gastlichen „Berg“ einfand, und wo Margaretha Ott den ersten Schritt in die vornehme Welt that.

Diese Verhältnisse änderten sich plötzlich, als im Jahre 1828 der Vater sich veranlasst sah, die Stelle eines Oberamtmanns in Greifensee zu übernehmen und das Haus „im Berg“, das nun veräussert wurde, mit einer ländlichen Residenz zu vertauschen. Das Zeremoniell, mit welchem die Beamten, die Honoratioren und das Volk von Greifensee am Eingang des Schlosses aufgestellt, die Familie des neu aufziehenden Oberamtmanns bewillkomnten, amüsirte die Tochter nicht wenig und blieb ihr stets in lebendiger Erinnerung. Im Uebrigen behagte ihr die Einsamkeit, in die sie sich mitten aus dem Stadt-leben heraus versetzt sah, sehr wenig, und sie mochte wohl oft das Ende der Regenten-Herrlichkeit ihres Vaters,

dessen Amtsdauer sechs Jahre betragen sollte, sehnlich herbeiwünschen.

In der That trat dieses Ende schon nach zwei und einem halben Jahre ganz plötzlich und gegen alle Berechnung ein. Die Volksversammlung von Uster, welche den 22. November 1830, fast unter den Augen des Oberamtmanns von Greifensee, stattfand — derselbe war von der Regierung angewiesen worden, der Bewegung kein Hinderniss in den Weg zu legen — stellte das Programm einer neuen Zeit auf, das dann in der Staatsverfassung vom 10./20. März 1831 seine Sanktion fand. Damit erloschen die bisherigen Oberamtmannsstellen, deren Kompetenz nunmehr zwischen dem Regierungsstatthalter und dem Bezirksgerichtspräsidenten getheilt wurde. Die dem gewesenen überaus humanen Oberamtmann anhänglichen Wahlmänner des Bezirkes Uster wollten ihn der Regierung als Statthalter vorschlagen, Hans Kaspar Ott aber lehnte diese Offerte ab. Er konnte sich nach seinem ganzen Charakter mit der neuen Ordnung der Dinge nicht befreunden und verzichtete, seiner Ueberzeugung getreu, wenn auch mit schwerem ökonomischem Opfer, auf eine weitere Thätigkeit im Staatsdienst. Die Familie verliess Greifensee noch im Mai 1831 und zog sich nach Kempten bei Wetzikon zu den Eltern der Frau Ott zurück. Hier war nun das Leben noch einfacher, der Aufenthalt noch einsamer als im Schloss zu Greifensee.

Diese Veränderungen machten einen tiefen Eindruck auf die Tochter. Die Abneigung gegen die radikalen Theorien, in welcher sie schon in Zürich aufgewachsen war, bildete sich nunmehr in ihr zum bewussten Grundsatz aus. Aber die Katastrophe von 1830 vermochte ihr frohes Gemüth nicht zu verbittern. Vielmehr bethätigte sie — und das ist das schönste Zeugniß für ihren Cha-

rakter — die ihr anerborenen Gefühle der Güte und des persönlichen Wohlwollens gegen Jedermann, auch gegen die Anhänger des ihr so fatalen Systems. Und diese Humanität, die sich nicht aus einem überlegenen Verstande ableitete, sondern aus einem tiefen Zuge des Herzens floss, blieb ihr bis an ihr Lebensende eigen.

Von Kempten aus machte die Familie von Zeit zu Zeit bei den Verwandten und Freunden in Zürich Besuche, und als Margaretha Ott einst zur Pflege ihrer erkrankten Mutter nach der Stadt gerufen wurde, lernte sie ihr nachmaliger Gatte Johannes Eschmann, Ingenieur von Zürich, kennen. Derselbe fasste sofort eine rückhaltlose Neigung zu der Tochter, die mit geselligen Vorzügen so reich ausgestattet und zu ganz ungewöhnlicher Schönheit herangeblüht war. Die Verbindung mit dem in seinem Berufe trefflich gebildeten, ökonomisch sehr wohlthätigen, ehrenfesten jungen Manne — er war geboren 1808 — konnte den Eltern nur erwünscht sein. Doch ist es charakteristisch, dass der Vater seine Einwilligung von der ausdrücklichen Erklärung des Ingenieurs abhängig machte, er werde sich an der vom Grossen Rathe (30. Januar 1833) beschlossenen Schleifung der Schanzen der Stadt Zürich nicht betheiligen. In der That konnte Eschmann die Erklärung abgeben, dass diese Arbeit ihm allerdings von der Regierung angetragen, von ihm aber abgelehnt worden sei, und so fand seine Verlobung, und den 31. Oktober 1833 seine Vermählung mit Margaretha Ott statt. Die Hochzeit wurde zu Baden gefeiert, an welchen Ort sich für die Braut freundliche Jugenderinnerungen knüpften; denn nach alter Zürcher Art hatte die Familie daselbst manches Jahr mit der ganzen Haushaltung einige Sommerwochen in den Bädern

zugebracht, was für die Kinder der Inbegriff aller Herrlichkeit und aller Genüsse war. — Die Hochzeitsreise ging nach Paris. Nach ihrer Rückkehr nahmen die Neuvermählten ihren Sitz in Zürich.

Durch ihre Heirat mit Johannes Eschmann trat Margaretha Ott an die Seite eines Mannes von tiefem Gehalt und voll ausgeprägter Eigentümlichkeit. Schon auf der Schule hatte ihn ein in sein Wesen eindringender Lehrer als einen „Originalmenschen“ im körperlichen und geistigen Sinne erkannt und behandelt. In seinem Denken und Wollen durchaus freisinnig und dem Fortschritt zustrebend, hielt er sich — eben um seine persönliche Selbstständigkeit zu wahren — von der radikalen Partei ferne, deren politisches und pädagogisches System ihm im Widerspruch mit der wirklichen Freiheit zu stehen schien. Von dieser Seite begegnete er sich also mit der ausgesprochenen Abneigung der Familie Ott gegen den Zürcher Radikalismus. Mit seiner Gattin aber theilte er den für alles Schöne erschlossenen Sinn, die Freude am Genuss der Welt, und vor Allem die Herzensgüte gegen Jedermann ohne Unterschied. Aus dieser Gesinnung heraus brachte er denn auch allen Mitmenschen ein unerschütterliches, man möchte sagen blindes, Vertrauen entgegen. Dieses wurde nicht selten schnöde missbraucht. Allein solche Erfahrungen, wenn sie ihm überhaupt zum Bewusstsein kamen, vermochten seine noble Natur nicht zu beeinflussen, seine Lust, Gutes zu thun, nicht zu hemmen.

Joh. Eschmann war ungewöhnlich vielseitig begabt. Für die Musik hatte er ein so hervorragendes Talent, dass

er auf dem Klavier, der Violine, der Geige und der Orgel mit Meisterschaft spielte. In Wien war er durch Littrow (dessen Lieblingsschüler er wurde) für Geodäsie und Astronomie gewonnen und in diesen Fächern so tüchtig gebildet worden, dass er im Frühjahr 1883 an der neu gegründeten Hochschule Zürich als Privatdozent für Astronomie auftreten konnte.

Seine eigentliche Wirksamkeit aber fand er in der Thätigkeit als Ingenieur. Er war durchglüht von Begeisterung für die Aufgaben des von ihm erwählten Lebensberufes, und durchglüht von dem Wunsche, mit seiner Wissenschaft seinem Vaterlande zu dienen. Und welches reiche Feld der Thätigkeit eröffnete sich nicht gerade damals einem tüchtig gebildeten Ingenieur in der Schweiz! Es handelte sich darum, durch zuverlässige Triangulationen die wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen für das grosse Nationalunternehmen der Vermessung der Schweiz, welches nach langen Vorbereitungen endlich unter der Leitung des eidgenössischen General-Quartiermeisters Dufour realisirt werden sollte. Dufour sah sich nach den einer solchen Aufgabe gewachsenen jüngern Ingenieuren um, und nachdem er Eschmann kennen gelernt, verwendete er ihn in erster Linie für diese schwierigen Arbeiten. Es ist von fachkundiger Seite konstatirt worden, mit welcher Sachkenntniss, Präzision und Gewissenhaftigkeit Eschmann dieselben durchführte, und wie die mustergültige Vollendung des Dufour-Atlas von vorneherein durch die Tüchtigkeit der Vorarbeiten des anspruchslosen Zürcher Ingenieurs bedingt war.

Johannes Eschmann hatte diese Arbeiten im Sommer 1833, also kurz vor seiner Verehelichung, übernommen, und er betrachtete sie so sehr als seine Lebens-

aufgabe, dass er sich von derselben durch das Glück seines neubegründeten Hausstandes nicht ablenken liess. Den Sommer verbrachte er jeweilen in harter Arbeit, unter Entbehrungen und Gefahren aller Art auf den Berghöhen, und nur der Winter gehörte dem Familienleben. Das war für die Gattin eine harte Geduldprüfung. Indessen war sie selbstlos genug, sich willig zu fügen und in dem Gelingen, welches die Arbeit ihres Mannes krönte, ihre eigene schönste Befriedigung zu finden. Dazu trug freilich die Freundlichkeit des Gatten viel bei, der seiner Hausfrau, um ihr die Einsamkeit zu erleichtern, gerne anregende Freunde zuschickte. Unter den Hausfreunden stand in erste Linie Dufour, der seinem talentvollen und pflichttreuen Gehülfen eine wahrhaft väterliche Liebe zuwendete und diese Anhänglichkeit auf dessen ganze Familie übertrug.

Frau Margaretha Eschmann schenkte ihrem Gatten vier Kinder, einen Knaben, der schon im ersten Lebensjahre starb, zwei Töchter und einen Sohn, welche zur Freude der Eltern heranwuchsen. Die Erziehung derselben fiel der Mutter aber nicht leicht. In den Sommermonaten während der Abwesenheit des Vaters lag diese Sorge ausschliesslich auf ihr. Dabei hatte sie indessen nicht nur ihren eigenen Gefühlen und den Ueberlieferungen des väterlichen Hauses zu folgen, sondern auch auf die pädagogischen Grundsätze des Gatten Rücksicht zu nehmen. Diese, auf unbefangener Beobachtung der Kindesnatur, auf dem Willen, sie gewähren zu lassen, und auf dem Glauben an den Sieg des Guten in allen Menschen beruhend, kamen freilich mit der traditionellen Zürcherschen Erziehungsmethode in scharfen Konflikt. Hier galt es, einsichtig und liebevoll zu vermitteln. Die Hingebung

und das Geschick, mit welcher die Mutter diese schwierige Aufgabe löste, sichern ihr die Dankbarkeit der Kinder.

Im Jahre 1841 wurde Margaretha Eschmann von einer schweren Krankheit befallen. Sie suchte und fand Erholung im Bade Ems, wohin sie ihr Gatte begleitete. Und hier traf dieser einen für die nächsten Jahre entscheidenden Entschluss. Die Vermessungen für die eidgenössische Generalstabskarte waren der Hauptsache nach vollendet, und es handelte sich nunmehr um die Detailbearbeitung einzelner Kantone. Die Regierung von St. Gallen suchte für die Herstellung einer genauen Kantonskarte Eschmann zu gewinnen und er liess sich gerne dazu bereit finden. Er übernahm in Ems die Aufgabe, während der sechs Jahre 1842 bis 1847 die Detailaufnahme der Kantone St. Gallen und Appenzell im Maasstab von 1:25,000 zu vollenden und siedelte daher 1842 von Zürich nach St. Gallen über, wo die Familie im Schösschen St. Fiden ihren Wohnsitz nahm. Alle seine Energie und Fachkenntniss dieser Arbeit zuwendend, führte er sie, von tüchtigen Geometern unterstützt, in der vorgeschriebenen Zeit nach der von Dufour gegebenen Instruktion zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Die nach diesen Aufnahmen bearbeiteten Partien der Dufourkarte sowie die darauf gegründete Karte von St. Gallen-Appenzell von Ingenieur Ziegler in Winterthur legen Zeugniss ab für die Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der Eschmann die übernommenen Verpflichtungen erfüllte, wobei er immer in uneigennützigster Weise den persönlichen Vortheil der Vollkommenheit der Arbeit unterordnete.

Die Vollendung dieses grossen Werkes fiel zusammen mit dem Herannahen des Sonderbundskrieges, und Esch-

mann, der als eidgenössischer Stabshauptmann das Aufgebot erwarten musste, siedelte, um demselben zu entgehen, mit seiner Familie nach Konstanz über. Der Gedanke des Bürgerkrieges überhaupt widerstrebte ihm, seine politischen Sympathien lagen vielmehr auf der Seite der Sonderbunds-Kantone, und unter den Offizieren ihrer Armee hatte er eine Reihe persönlicher Freunde, gegen welche er durchaus nicht fechten wollte. Auch General Dufour war nahezu in derselben Stellung. Derselbe setzte aber in patriotischer Hingebung diese Bedenken hintan und übernahm, dem Ruf der Tagsatzung folgend, den Oberbefehl über die eidgenössische Armee. Von seinem Freunde Eschmann verlangte er nun ein ähnliches Opfer, und dieser konnte einem solchen Appell an sein Pflichtgefühl nicht Widerstand leisten. Uebrigens trug Dufour der Stimmung Eschmanns Rechnung, indem er ihn dem Chef des Generalstabes, Oberst Frey-Herosé, als Adjutant beordnete und dadurch der unmittelbaren Theilnahme am Kampfe entzog.

Im Jahre 1850 siedelte Eschmann mit seiner Familie wieder nach Zürich über, wo er sich an der Erstellung der so schönen topographischen Karte seines Heimatkantons lebhaft betheiligte. Es war dies für ihn eine besondere Lieblingsthätigkeit, der er sich schon in den Jahren 1833 und 1834 und dann wieder von 1842 an (neben den St. Galler Vermessungen) gewidmet hatte.

Leider sollte es seine letzte grössere Leistung sein, denn bei einer im Herbst 1851 begonnenen katastralischen Vermessung der versumpften Ebene zwischen Sargans und Ragaz, wo er trotz den Bitten seiner Gattin die Arbeiten bis zum Einschneien fortsetzte, holte er sich den Todeskeim. Die sorgfältigste Pflege konnte den

Gang der verzehrenden Krankheit nicht aufhalten. Ein heftiges nervöses Fieber brach die Lebenskraft und raffte am 14. Januar 1852 den soeben noch in voller körperlicher und geistiger Frische dastehenden, erst 43 Jahre zählenden Mann aus seiner reichen Wirksamkeit dahin. „Die Wissenschaft — so äusserte sich schlicht und wahr ein Nachruf von Freundes Hand — verlor an ihm einen hochgebildeten eifrigen Verehrer, das Vaterland einen treuen Sohn, die Familie einen liebevollen Vater, der Kreis seiner Freunde einen männlich strebsamen und lebhaft anregenden Charakter.“

Die Erziehung der noch minderjährigen Kinder fiel nun ganz der jungen Wittve zu, und diese entledigte sich der schweren Aufgabe mit grösster Hingabe und Aufopferung. Mit den Jahren erwuchs ihr aber noch eine andere Pflicht, die Pflege der hochbetagten Mutter. Im September 1856 starb während eines Aufenthaltes in Baden der Vater im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre. Er wurde auf dem dortigen Friedhof der reformirten Kirche beigesetzt, und die leidende Wittve hatte nun den innigen Wunsch, die letzten Tage unter den Ihrigen da zuzubringen, wo ihr Gatte seine Ruhestätte gefunden. Die Tochter, den Eltern immer in kindlicher Pietät ergeben, gieng gerne auf diesen Wunsch ein und zog im Jahre 1857 mit ihren Kindern und ihrer Mutter in gemeinsamem Haushalt nach Baden. Bei der letztern steigerte sich ein langjähriges Gichtleiden bis zu völliger Lähmung, und die Matrone sah sich in den letzten Jahren in einen Zustand gänzlicher Hilflosigkeit versetzt. Wenn sie dieses schwere Leiden mit unerschütterlicher Geduld, in

ruhiger Ergebung, ja mit heiterem Gemüth ertrug, so lag das in ihrem trefflichen, durch lange Prüfungen bewährten Charakter; ermöglicht aber wurde es ihr doch nur durch die hingebende treue Pflege, mit der ihre Enkel und voraus die Tochter die geliebte Mutter unausgesetzt umgaben. Als der Tod diese den 12. März 1861 von ihrer Gebrechlichkeit erlöste, da schloss sich für ihre Tochter eine Zeit grosser Anstrengung und einer Aufopferung, wie sie nur treue Kinderliebe zu leisten vermag.

Und hier soll noch eines ausgeprägten Charakterzuges der Frau Margaretha Eschmann Erwähnung geschehen, ihres von Jugend auf bethätigten Wohlthätigkeitssinnes. Im Stillen Gutes zu thun, Thränen zu trocknen, Kranken persönlich Trost und Erleichterung zu bieten, kurz zu helfen, wo und wie es möglich war, das gewährte ihr eine wahre Herzensfreude. Und zwar gab diesen Liebeserweisungen die Art, wie sie geboten wurden, den rechten Werth. Auf die zarteste, für den Empfänger jeden Druck ausschliessende Weise that die Wohlthäterin, was sie that. Die in ihrer Natur liegende innere Vornehmheit und ihre ächte Humanität traten hier auf's Schönste zu Tage.

Im Jahre 1870 kehrte Frau Margaretha Eschmann wieder nach Konstanz zurück, welchen Ort sie von dem frühern Aufenthalt her in angenehmer Erinnerung hatte. Dazu kam die Nähe des Schlossgutes Herdern im Thurgau, dessen Bewirthschaftung ihr Sohn Adolf pachtweise übernommen hatte. Frau Eschmann hatte in Konstanz ihre ältere Tochter Louise bei sich, welche im September 1866 selbst Wittwe geworden war und von da an die Mutter bis an deren Lebensabend nicht mehr verliess, während die jüngere Tochter Marie den Onkel

Franz während fünfzehn Jahren auf seinen Reisen begleitete. In dem schön gelegenen Konstanz, wo mit verschiedenen Familien freundschaftlicher Verkehr unterhalten wurde, fühlte sich Frau Eschmann ungemein behaglich. Liess auch schon damals die Gesundheit viel zu wünschen, so hielt die kräftige Konstitution doch bis 1878 im Ganzen vortrefflich Stand.

Von da an aber trat eine Wendung ein. In jenem Jahre zog sich Frau Margaretha Eschmann bei der Pflege ihres jüngern Bruders Hans, der bei seinem Neffen in Gnadenthal weilte, eine heftige Lungenentzündung zu, die sie zwar überwand, welche aber eine tiefe Schwächung der ganzen Natur und gefährliche Keime neuer Uebel hinterliess. Nach und nach stellten sich schwere Leiden ein, in Folge deren der Aufenthalt in Konstanz aufgegeben und ein geschützterer Wohnsitz gesucht werden musste. Da ihr Bruder Franz 1879 in Konstanz gestorben war, ihr Sohn aber das Schloss Herdern schon 1871 verlassen und 1873 eine Besitzung unweit von Baden erworben hatte, die er 1876 mit dem Kloster Gnadenthal bei Mellingen vertauschte, so wiesen die Umstände abermals nach Baden hin, wo die Mutter sich der Nähe ihres Sohnes und der freudig heranblühenden Enkel erfreuen konnte. Die Gelegenheit, ein allen Wünschen entsprechendes schönes Heim in Baden zu erwerben, erleichterte den Entschluss dieser letzten Uebersiedelung, welche im Frühjahr 1885 stattfand.

So war Frau Margaretha Eschmann auch ihren Zürcher Verwandten und Freunden, deren Zahl freilich jedes Jahr sich verminderte, wieder näher gerückt. Und wenn dieselben sie besuchten und sie in ihrer anmuthig eingerichteten Behausung mit gewohnter Munterkeit und

Grazie walten sahen, so mochten sie wohl glauben, dass das Alter über diese seltene Frau keine Gewalt habe. Die Jahre hatten ihre Schönheit nicht zerstört, die Anmuth der Erscheinung war unvermindert geblieben. In der Unterhaltung fand man stets die alte Lebendigkeit, die gewohnte anspruchslose Herzlichkeit, den regen Antheil am Wohl und Wehe Aller, die ihr einmal näher getreten. Aber freilich die Wenigsten ahnten, welche Beschwerden und Anfechtungen die scheinbar so rüstige Matrone im Stillen trug, und wie nur die höchste Energie den gebrechlichen Körper noch aufrecht hielt.

Den Ihrigen gegenüber konnte sie ihre schweren Leiden nicht verhehlen. Anfälle von Wassersucht, asthmatische Beschwerden, ein langwieriges Augenleiden und andere Uebel zehrten an ihrer Lebenskraft. Aber nie vernahm man ein Wort der Klage, auch in den grössten Bangigkeiten keinen Laut der Ungeduld. Half ihr die strenge Erziehung und die zur Natur gewordene Gewohnheit eines langen Lebens, ihre aufrechte Haltung nach Aussen zu bewahren, so fand sie die Kraft zum Dulden und Ausharren in der Einsamkeit der langen Leidensstunden in ihren religiösen Ueberzeugungen. Es waren jene einfachen Grundsätze der Zeit, in die ihre Jugend fiel: Der Glaube an eine Vorsehung, die unser Aller Loos bestimmt, an eine Vaterhand, die alle unsere Schritte leitet, an eine selige Zukunft, auf die dies Leben uns vorbereiten soll. Die Verstorbene hat mit diesem ihrem Glauben nie gepunkt, sie hat ihn auch nie zu künstlichen Gefühlen gesteigert; aber sie hat in ihrem Leiden bewiesen, dass er für sie eine lebendige Kraft war. So erinnerte sie sich stets mit Rührung eines Wortes, das der Bischof Mirrer von St. Gallen zu ihr sprach, als sie ihm

im Jahre 1847 ihren Abschiedsbesuch machte. Sie traf den ehrwürdigen Herrn sehr leidend. Er aber antwortete auf ihre Frage nach seinem Befinden: „Es geht mir ganz gut. Es geht mir, wie Gott es will, und Er will ja nur Gutes für seine Kinder.“ Und oft hat auch sie auf die theilnehmende Frage, wie es ihr gehe, dieselbe Antwort gegeben.

Zu diesem Trost, den die Leidende in sich selbst fand, kam nun aber noch die Erquickung, welche die Liebe ihrer Kinder ihr bereitete. Ihre ältere Tochter, mit der sie zusammenlebte, kannte keine andere Aufgabe, als die Sorge um dieses theure Leben. In seinem Dienste wusste sie nichts von Schonung der eigenen oft schwer angegriffenen Gesundheit. Tag und Nacht war sie um die Mutter bemüht, ihr Erleichterung zu schaffen, ihr Dasein zu verlängern. Und wenn irgendwo, so haben hier ärztliche Kunst und hingebende Pflege die sinkenden Kräfte noch bis an die äusserste Grenze aufrecht gehalten. Was die Verstorbene an ihrer leidenden Mutter in jahrelangem treuem Dienst gethan, das hat sie aus der Hand ihrer Tochter reichen Maasses wieder geerntet.

---

Den 21. März 1887 feierte Margaretha Eschmann im Kreise ihrer Kinder und Enkel und einiger vertrauter Freunde in ungewöhnlicher Frische ihren 75. Geburtstag. Der Rückblick in eine an Freuden und Prüfungen reiche Vergangenheit, der Ausblick in den wie es schien mit neuen Kräften angetretenen Lebensabschnitt verliehen dem Fest eine frohe Weihe. Auch die Nächsten gaben sich der Hoffnung hin, das Leben, das sich aus allen schweren Anfechtungen immer wieder so glücklich erholt,

werde ihnen noch auf eine weitere Dauer geschenkt sein. Es war der schönste Ausdruck dieses uns alle bewegenden Gedankens, als der Sohn sein Glas erhob und der theuren Mutter wünschte, dass ihr nach dem Sommer des Lebens noch ein freundlicher Nachsommer beschieden sei, ehe die letzten Herbststürme und die Nacht des Winters hereinbrechen.

Es war anders beschlossen. Gleich auf diesen Festtag folgte ein heftiger Krankheitsanfall, der sich im Sommer wiederholte. Zwar schien die starke Natur nochmals Meister zu werden und auch den ungewöhnlich strengen Winter glücklich zu überwinden. Allein Mitte Februar führte eine leichte Erkältung einen Bronchial-Katarrh herbei, der trotz der sorgfältigsten Pflege eine augenscheinlich gefährliche Wendung nahm. Am neunten Tage erfolgte eine schwere Ohnmacht. Die Kräfte schwanden zusehends, und am vierzehnten Tage trat der Todeskampf ein, welchem die Kranke nach drei weitem leidensvollen Tagen und Nächten am 3. März 1888, kurz vor der Wiederkehr ihres Geburtstages, erlag. Morgens um halb sieben Uhr entschlummerte die uns Unvergessliche.

Gerne werden die Leser dieser Blätter noch eine kurze Aufzeichnung über die letzten Tage der Verstorbenen von der Hand ihrer treuen Pflegerin entgegennehmen.

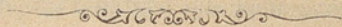
Die Tochter schrieb uns unterm 25. Februar:

„Bei uns ist leider wieder trübe Zeit. Der lange strenge Winter, den wir bereits glaubten glücklich überstanden zu haben, hat der guten Mamma doch noch eine recht heftige Erkrankung gebracht.

„Seit acht Tagen leidet Mamma an heftigem Bronchial-

Katarrh, der bei der ohnedies stark asthmatischen Lunge, dem allgemeinen Schwächezustand und der abnormen Wintertemperatur uns sehr ängstigt. Ich hoffe zu Gott, die liebe Mamma werde aber auch diesen Feind glücklich überwinden. Es ist in der That eine wahre Erbauung, zu sehen, mit welcher Geduld und Ergebung die liebe Kranke die Leiden erträgt, welche ihr schon so viele schwere Zeiten bereitet haben. Nie hört man ein Wort der Klage oder Ungeduld. Wenn die Athemnoth und die Schmerzen auch noch so gross sind, dass die Pflegenden davon aufs Peinlichste ergriffen werden — immer bleibt sie gleich gut und freundlich, stets für Andere denkend und sorgend, und für den kleinsten Dienst von Herzen dankbar.

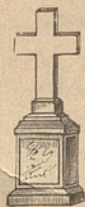
„Möchte es doch Gott gefallen, unsere theure Mutter wieder genesen zu lassen. Aber es ist mir recht bange, und auch die liebe Kranke beschäftigt sich selbst mit dem Gedanken an das Scheiden aus dieser Welt. Als sie mich so sehr in Sorge sah, tröstete sie mich mit dem Wort der Schrift, dass die Leiden dieser Zeit nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.“



Zentralbibliothek Zürich



ZM01620316



Buchdruckerei Jäger in Baden.